

(Nachdruck verboten.)

8)

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Das hatte Sven schon lange gewollt, doch nun zauderte er wieder. Schließlich nahm aber seine Verzweiflung überhand, er ließ den Kopf auf der Mutter Schoß sinken und schluchzte laut.

„Mein armer Junge, ist es so schwer zu sagen? Hast Du Dich an Deinem Prinzipal vergangen? Du bist so heftig und unbedacht, das weiß ich; aber ich will hingehen und mit ihm reden, wenn Du willst, dann wird es schon wieder gut werden.“

Sven stand hastig auf.

„Nein, es wird nie wieder gut. Ich . . . ich glaubte, daß es so lange gehen würde.“

„Was sollte gehen? Hat er zu wissen bekommen, daß Du nachts so viel aus bist? Ja, lieber Sven, das habe ich Dir ja immer gesagt, daß Du Deinen Lebenswandel ändern mußt. So kann es nicht weiter gehen. Ist es das?“

„Ja, das auch, Mutter! Ich glaubte, ich würde zu Neujahr mehr Gehalt bekommen, und . . . und so ließ ich zuweilen aus der Kasse. Wir haben ja keinen Kassierer im Laden. Der Herr ist selten unten und der Laufjunge meistens auf Besorgungen. Als ich so allein da unten stand, kam eine solche Versuchung über mich, zu leihen — ja, ich dachte, bloß zu leihen, — einige Kronen nur, Mutter, und dann weiß ich nicht, aber es wurde eine Gewohnheit, ich konnte es nicht lassen. Der Herr hat mich stets gelobt und gesagt, daß ich so gut mit den Kunden umzugehen verstehe, und daß er mir volles Vertrauen schenke. Doch heute kam er ganz unermutet herein; er hatte die Bücher durchgesehen, und es stimmte nicht mit dem, was eingetragen und was verkauft war. Er fragte mich, wie das zugehe, ob ich den Jungen manchmal allein im Laden ließe oder — ja, dann sah er mich durchdringend an und wußte sofort, wie es stand. Ich mußte alles beichten und wurde sofort entlassen. Er war so entsetzlich böse und sagte, daß er es anzeigen wolle. Mutter, ich dachte mir nichts Schlimmes dabei, das versichere ich Dich, er überjähre mich förmlich mit Scheltworten, und ich vermochte nichts zu antworten. Ein so feiner, reicher Herr, der sich alles verschaffen kann, wonach sein Sinn steht, weiß natürlich nichts davon, welchen Versuchungen unsereins ausgesetzt ist, um nicht immer nein und nein und nein zu allem sagen zu müssen, nur, weil man zu arm ist, um mitmachen zu können.“

„Herr Gott, Kind, wie konntest Du Dich an anderer Leute Geld vergreifen! Was wird Vater sagen, und wie wollen wir es anfangen, es wieder zu bezahlen?“

Sven antwortete nicht; matt und zerschlagen an Leib und Seele von dem ersten heftigen Kummer sah er da und wünschte, daß jemand die Sache in die Hand nehmen und für ihn ordnen möchte.

Als Herr Lejer einige Minuten später aus der Bibliothek, wo er gelesen und gearbeitet hatte, nach Hause kam, war es Frau Luise, die mit zitternder Stimme dem Manne von Svens Fehltritt berichtete.

Gustav Lejer wurde graubleich über das ganze gesuchte, kummervolle Antlitz, bis schließlich ein Farbenwechsel auf der Stirn eintrat, die dunkle Schamröte, sein Sohn unehrlieh, sein Sohn ein Verbrecher! Das war bitterer und schwerer als alles, was er bisher durchgemacht. Denn wie durstig nach dem Glück des Reichtums er sich auch oft gefühlt haben mochte, so hatte er doch nie die Hand nach dem gefüllten Becher auf des Nachbarn Tisch ausgestreckt, und jetzt — ja, jetzt schien es ihm, als ob dieser lange Kampf im Dienst der Rechtchaffenheit plötzlich in eine Niederlage umgewandelt war durch des Sohnes Verbrechen; er hatte keinen andren Namen dafür.

„Sage Sven, daß er zu mir kommen soll, Luise!“ sagte er.

„Sei nicht zu streng mit ihm, Gustav, er thut mir so Leid!“ bat seine Frau mit großen Thränen in den trüben Augen.

Er nickte nur zerstreut zur Antwort.

Einen Augenblick später stand Sven in dem düsternen, einfachen Arbeitszimmer, das einen ungeputzten Rahmen zu dem armeneligen Bilde seines Vaters bildete. Es war äußerst selten, daß Sven so unter vier Augen mit seinem Vater sprach; als kleines Kind war er immer am liebsten mit seinen Anliegen zur Mutter gegangen; sie verstand ihn besser, und dann hatte er keine Furcht vor ihr; des Vaters strenger Blick für alle seine Vergehen schreckte ihn, und noch in dieser Stunde hatte er eine kindliche Angst vor ihm, eine Wahrnehmung von Stockschlägen, welche durch die Luft pfliffen, um nachher auf seinen Rücken herunterzufallen.

„Du wolltest mit mir sprechen, Vater!“ stammelte er.

„Nein, ich würde es lieber nicht wollen, nach dem, was vorgefallen, aber es giebt ein Wort, das Pflicht heißt — Du weißt nicht, was das ist, Sven, aber ich weiß es, habe es mein Leben lang gewußt. Ja so, mein Sohn hat gestohlen, um Cafés und öffentliche Bälle besuchen, vielleicht auch, um Karten spielen zu können. Armer Sven, jetzt bist Du wirklich arm. Du hattest einen einzigen Reichtum, das war die Ehre, und den hast Du leichtsinnig vergeudet. Ich beabsichtige nicht, Dir Vorstellungen zu machen, dazu ist es zu spät; man warnt nicht den, welcher schon ertrunken ist, ich frage Dich ganz einfach: was gedenkst Du jetzt zu thun?“

„Nach Amerika gehen!“ kam es hastig und unsicher von Svens Lippen; es war dies keineswegs ein reiflich überlegter Plan, sondern nur eine aufgeworfene Alternative.

„Um Gold zu graben, vermutlich!“ sagte der Vater höhnisch. „Du glaubst also, daß es so leicht ist, dem Ort, an dem man sich unmöglich gemacht hat, den Rücken zu drehen? Du ziehst Deinen Namen in den Schmutz und willst ihn dann wie einen verbrauchten Lappen fortwerfen. Als ich so alt war wie Du, hatte ich auch hochfliegende Träume, aber ich schleppte sie nicht in Pfützenwasser und glaubte, daß es echte Trauben waren; ich zog es vor, daß die Not sie steinigte. Und Du, — Du bist mein Sohn!“

Er schüttelte heftig Svens runde Schultern und sah ihm mit harten, feindlichem Blick in die Augen. Es schien ihm in dieser Stunde unmöglich, irgend welches Mittel zu finden; alles in ihm empörte sich gegen Svens Handlungsweise. Es war nicht nur der Vater in ihm, der litt, es war auch der Schriftsteller, der in seiner Weise hoch stand, wenn auch keiner es erkannte. Er hatte niemals seine Feder in den Sontagsast der Kriecherei getaucht oder in den Dienst der Schändlichkeit gestellt, und nun hatte sein Sohn mit einem Mal seinen Namen, seine Ehre getreten.

Sven verstand nichts von diesem inneren Kampfe; er fand nur, daß der Vater sehr sonderbar war und dachte, ob es wohl bald zu Ende mit dieser Strafpredigt sei.

„Bergieh mir!“ murmelte er plötzlich.

Gustav Lejer lachte heiser, ironisch über dies große, blonde, dünne Kind, seinen ältesten Sohn.

„Geh hinaus zu Mutter, Sven,“ jagte er mühsam, „und tröste sie, wenn Du kannst. Ich will allein sein.“

Sven ging betrübt mit gesenktem Kopfe, um gleich darauf mit lieblosender Mutterzärtlichkeit und einer Menge hastig entworfener Pläne, die mehr in Frau Lejers warmem Herzen, als in ihrem Gehirn entstanden waren, überschüttet zu werden.

„Ich will zu Herrn Boman gehen, Sven, und mit ihm sprechen; ich will auch zu Onkel Magnus gehen, er kann Dir vielleicht eine andre Stelle verschaffen. Es wird schon wieder gut werden, mein lieber Junge, versuche nur, Dich zu beruhigen; Du siehst ja ganz verstört aus.“

Eine halbe Stunde später war Frau Luise auf dem Wege zu Herrn Boman.

Steif und gerade empfing dieser sie in seinem Arbeitszimmer und sagte von oben herab, daß, falls das Geld in zwei Tagen bezahlt würde, er nichts von der Sache machen wolle, andernfalls käme Sven vor Gericht. Wenn der junge Mann das Geld nur zu leihen beabsichtigt hätte, würde er auch wohl wissen, wieviel er der Kasse schuldig sei. Er habe ausgerechnet, daß es ungefähr vierhundert Kronen seien.

„Adieu, Frau Lejer!“

Seine Haltung wies ihr so deutlich die Thür, daß sie nicht wagte, noch länger zu bleiben und um Aufschub zu bitten. Wieder auf der Straße, stand sie einen Augenblick un-

Schlüßig. Ihr mildes Auge starrte mit hilflosem Ausdruck auf das elegante Mittagspublikum, das sich auf den Trottoirs bewegte. Sie alle gingen so leicht und sorglos, ohne Bürde, wie es ihr schien. Es lag Festtag auf ihren Gesichtern und Festtag in ihren Anzügen; sie lächelten und scherzten, schwenkten den kostbaren Muff und ließen die feine Pelzverbrämung um den Rocksaum vornehm den nassen Schnee streifen. Bleich und kraftlos schien die Sonne auf die elegante Avenue hernieder; der Himmel wölbte sich matt hellblau über den Dächern der hohen Häuser, ein eintöniger Winterhimmel ohne schwindelnde Tiefen, in welche die Phantasie mit kindlichen Träumen von Paradies und goldenen Gärten einzudringen sucht.

Frau Lejer stand noch immer auf demselben Fleck. Sie hatte ein Gefühl, als ob sie die Hände nach den Vorübergehenden ausstreckte; aber die sahen ihn nicht, den vertragenen, schwarzen Handschuh mit seinen Rissen und bläulichen Schattierungen, sie meinte, daß sie ihnen etwas zuriefe, nein, nicht sie, aber daß der Kummer in ihr so laut schrie, daß sie es hätten hören müssen: „Helfst meinem Sohn!“ Doch sie waren taub gegen die Stimme.

Langsam, grübelnd schritt sie vorwärts, doch bald beschleunigte sie ihre Schritte, durchkreuzte mit fieberhafter Hast Straßen und Plätze, eilte über die Norrbro am Schloß vorüber, und hielt endlich vor Großhändler Lejers Haus an der Steppsbro inne.

Ihre Schritte verhallten auf der teppichbelegten Treppe, außer wenn sie mit den plumpen Schuhen hin und wieder gegen die Messingstangen stieß, welche die Läufer hielten.

„Ist Herr Kommerzienrat zu Hause?“ fragte sie den Bedienten.

„Ja!“

„Empfängt er?“

„Ich werde fragen.“

Sie setzte sich auf einen Stuhl in dem hellen Vorzimmer. Von der Decke herab hing ein riesengroßer, antiker Kronleuchter von buntem Glas, vor den Fenstern waren gelbe Gardinen von ostindischer Seide, und in den Ecken standen Gruppen grüner Gewächse. Vom Kamin her strömte behagliche Wärme, und die kleine Frau Luise trat nahe an denselben heran.

„Bitte, treten Sie ein!“ sagte der Bediente kurz in der Thür.

Sie erhob sich sofort und trat hastig in das große Wohnzimmer mit den vielen kunstreich ausgebreiteten Dokumenten- und Kassenschränken.

Der Kommerzienrat erhob sich und ging ihr einige Schritte entgegen. Er hatte ein hübsches, obwohl strenges Gesicht mit klugen, bestimmten Augen und graugesprenkeltes Haar, das aus einer breiten, glatten Stirn zurückgestrichen war. Das völlig bartlose Gesicht hatte einen ausgeprägten Zug von Energie, und man konnte sehen, daß, was jetzt in Glück und Fortkommen nur männliche Kraft geblieben war, sich in Kampf und Widerwärtigkeiten zu unzählbarer, bitterer Härte entwickelt hätte.

„Guten Tag, Luise, setze Dich! Wie geht es Gustav?“

„Danke, Magnus, er ist wohlauf.“

„Viel Arbeit?“

„O nein!“

„Und die Kinder sind auch munter?“

„Ich kam her, um mit Dir über Ewen zu sprechen.“

„Om, hm, was ist denn mit ihm?“

„Er, — er hat seine Stelle verloren.“

„So!“

Warum fragte er nicht, warum saß er da so ruhig, die wohlgepflegten Hände auf die Stuhllehne stemmend, den Kopf bequem zurückgelehnt? Warum machte er es der armen, kleinen, zu Tode geängstigten Schwägerin so schwer, mit ihrer Weichte hervorzutreten? Sie rutschte unruhig auf dem Stuhle hin und her, blickte bald zum Boden, bald zur Decke hinauf, dann wieder zur Seite, nur um den kalten, stahlgrauen Augen des Schwagers auszuweichen.

„Ich kam her, um Dich um etwas zu bitten, Magnus!“ begann sie schließlich mit bebender Stimme.

„Na?“

„Willst Du mir vierhundert Kronen leihen?“

„Auf wie lange?“

Sie starrte ihn an. Auf wie lange, das wußte sie nicht; sie hatte sich ausgedacht, wie beweglich sie ihn bitten wollte, und wie er sie verstehen würde und vielleicht, — ja, so kindlich naiv war sie in ihren Gedanken gewesen, die kleine Frau

Luise, — vielleicht sie trösten und ihr ein freundliches Wort geben.

„Wenn ich sie allmählich zurückbezahlen dürfte,“ stammelte sie. „Es ist Ewens wegen, daß ich sie brauche. Ja, Magnus, ich muß sie anschaffen, meines Sohnes Zukunft hängt davon ab.“

„Was hat er für Dummheiten gemacht? Ein armer Junge muß sich in acht nehmen; es schickt sich nicht für ihn, sich auf Weitläufigkeiten einzulassen.“

„Aber ein armer Knabe ist auch jung, Magnus, und vielleicht größeren Versuchungen ausgesetzt als ein reicher.“

„Dann muß er sie bekämpfen lernen.“

„Es haben nicht alle denselben starken Charakter.“

„Nein, das ist sehr wahr; aber solchen Jammerlappen nützt es auch wenig, daß man ihnen hilft. Was hat er gethan?“

„Er hat Geld aus der Ladenkasse genommen,“ schluchzte Frau Luise. Sie drückte das Taschentuch an die Augen, um die Thränen zu hemmen, es gelang ihr indessen nicht, und sie weinte wie das kleine, schwache, verzweifelte Wesen, das sie im Grunde war.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Höhere Diplomatie.

Von Léon Kanroß.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Ein Raum, welchen der Vermieter als „möbliertes Zimmer“ bezeichnet, den ein Gerichtsvollzieher aber mangels jeglichen Pfändungsobjekts schwerlich so nennen würde. — Einige, vollständig überflüssige Verzierungen befunden, daß die Bewohner dieses Zimmers wenn auch kein Geld, so doch künstlerisches Empfinden besitzen.

Clodochinette (sitzt vollständig angekleidet auf dem Betttrand und denkt angestrengt nach. Ihre Miene ist überaus ernsthaft wie die eines Hasen, welcher sich über einen Stohlkopf hermachen will): „Ach Herr Gott! Wenn mir doch bloß mal so'n kleiner Notzettel unter die Hände käme!“

Laflème (auf zwei Stühlen am Fenster hingestreckt, Pfeife rauchend): „Na und dann?“

Clodochinette (mit einer unbestimmten Handbewegung): „Dann? Ja, dann kannst Du Dir mein Bild einrahmen lassen, falls Du das Bedürfnis haben solltest, noch ab und zu mein Gesicht zu sehen!“

Laflème (ruhig): „Du würdest mich also verlassen?“

Clodochinette: „Selbsttöbend!“

Laflème (immer ruhig): „Unglückseliges Mädchen! Du würdest mir das Herz brechen!“

Clodochinette: „Ach Quatsch! Ich will bloß nicht vor Hunger krepieren! Du gibst mir ja nicht mal Geld, um ein Paar Strümpfe zu kaufen!“

Laflème (mit erheucheltem Erstaunen): „Was? Strümpfe? Willst Du etwa Strümpfe essen?! Welch eine seltsame Geschmackrichtimg!“

Clodochinette (achselzuckend): „Immer Deine alten faulen Wibel's ist doch zu toll, daß wir niemals auch nur ein Fünftelstück zu sehen kriegen!“

Laflème: „Ich muß zugeben, daß wir in der That dieses Vergnügens nur äußerst selten genießen.“

Clodochinette: „Wenn Du wenigstens arbeiten möchtest!“

Laflème (enttäuscht): „Arbeiten? Niemals! Das wäre entwürdigend!“

Clodochinette: „Aber . . . um Geld zu bekommen . . .“

Laflème: „Geld! Du hast immer nur das eine Wort im Munde!“

Clodochinette: „In der Tasche hatt' ichs lieber!“

Laflème (in müdem Ton): „Also wieviel willst Du?“

Clodochinette (erstau): „Hast Du geheime Fonds?“

Laflème: „Wieviel willst Du?“

Clodochinette (an den Fingern rechnend): „Ich brauche Strümpfe — 3 Paar; einen Hut; Handschuhe. . .“

Laflème: „Also sagen wir 100 Franks! Hast Du daran genug?“

Clodochinette (macht ein Paar Augen so groß wie ein Suppenteller): „Du hast 100 Franks!“

Laflème: „Ich habe sie nicht, aber man wird sie mir geben.“

Clodochinette: „Wer denn?“

Laflème: „Vater Lemouche.“

Clodochinette (wütend): „Und ich Schafskopf höre Dir noch ganz ernsthaft zum Vater Lemouche? Der Speisewirt? Dir 100 Franks leihen?!“

Laflème: „Natürl. Sogar mit Wonne.“

Clodochinette (ironisch): „So? Mit Wonne? Vater Lemouche, der uns bereits genügend im Magen hat, weil wir ihm für drei Monate Essen schuldig sind! Wenn ich bloß das Gesicht

sehe, mit dem er uns empfängt, vergeht mir schon der ganze Appetit!

Laflème: „Und trotzdem wird er mir 100 Franks geben, und noch „Danke schön!“ sagen.“

Clodochinette: „Einen Fußtritt wird er Dir geben, aber keine 100 Franks!“

Laflème: „Nun, was gilt die Wette?“

Clodochinette (lachend): „Ach, Du bist ja verrückt! Auf solche Dummheiten wette ich nicht!“

Laflème: „Nun schön! Du wirst schon sehen. Setz' Deinen Gut auf und komm!“

II.

Das Lokal Vater Lemouche ist voll von Gästen. Der Wirt selbst sitzt im Hintergrund des ersten Zimmers mit einigen seiner Lieferanten — Weinhändler, Fleischer, Bäcker — an einem Tisch und redet wader mit ihnen.

Laflème, sehr würdevoll, und Clodochinette, ängstlich und verlegen, treten ein und nehmen nicht weit davon Platz.

Laflème grüßt den Speisewirt mit gesuchter Liebenswürdigkeit. Dieser wendet sich ihm zu und zeigt ihm sein wütendes Bulldoggen-gesicht.

Clodochinette (leise): „Siehst Du? Bei dem kommst Du gerade schön an! Sei bloß ruhig, um Gotteswillen!“

Laflème (uner-schütterlich, zieht eine Karte aus der Tasche, schreibt ein paar Worte darauf und reicht sie seiner Begleiterin): „Da!“

Clodochinette (lesend): „Wollen Sie, bitte, die Güte haben, mir durch den Kellner 100 Franks zu geben. Besten Dank im voraus. . .“ „Hundert Franks! Er wird Dir was pfeifen! Warte wenigstens, bis er allein ist!“

Laflème (mit einem misleidigen Lächeln): „Rein, Du bist wirklich recht dumm! (Zum Kellner): Hier! Geben Sie das Ihrem Prinzipal — aber sofort!“

Der Kellner bringt die Karte Vater Lemouche, auf welchen sie eine schreckeregende Wirkung ausübt. Er liest sie voll Erstaunen und wird vor Aufregung ganz rot. Dann betrachtet er den uner-schütterlichen Laflème, liest die Karte nochmals und erhebt sich schließlich, um sich Laflème zu nähern.

Clodochinette (leise): „Na jetzt gehts los! Ded Dein Glas zu, sonst fällt er noch hinein!“

Lemouche (trotzrot vor Wut, die Karte schwingend): „Wa . . . was . . . Herr Laflème . . . Was . . . Was soll das bedeuten?“

Laflème (mit beirrübter Miene): „Ach, ich bitte tausendmal um Verzeihung! Ein bedauernswertes Versehen. . .“

Lemouche (sich beruhigend): „Also nicht für mich? Na, dann ist's gut! Ich hab's mir ja gleich gedacht. . .“

Laflème: „Doch! Doch für Sie! (Die Stimme senkend): Ich hatte bloß das Datum vergessen.“

Lemouche (laut): „Welches Datum?“

Laflème (noch leiser): „Das Datum von heute. Ich bitte tausendmal um Verzeihung!“

Lemouche (schreiend): „Aber zum Teufel, was faszeln Sie da von Datum?“

Laflème (etwas lauter, nachdem er sich überzeugt hat, daß alle Gäste zuhören): „Nun, heute ist der 29. Ein Tag vor Ultimo! Ich hätte mir wohl sagen können, daß es Ihnen unangenehm. . .“

Lemouche (protestierend): „Warum soll mir das unangenehm sein?“

Laflème: „Nun, sehr einfach, sollte ich meinen! Für ein großes Haus hat der Ultimo natürlich nichts zu bedeuten, aber für einen kleinen Kaufmann. . .“

Lemouche (ärgerlich): „Was! Wer ist hier ein kleiner Kaufmann?“

Laflème: „Natürlich, ja wohl. . . 100 Franks von Ihnen zu verlangen einen Tag vor Ultimo, den selbst gut fundierte Häuser fürchten. . .“

Lemouche (mit einem unruhigen Blick nach seinen Lieferanten): „Aber ich fürchte weder Ultimo noch sonst einen Tag!“

Laflème (unbeirrt fortfahrend): „Es war eine Rücksichtslosigkeit, eine Ungeschicklichkeit meinerseits, ich gestehe es. Hätte ich auch nur im entferntesten ahnen können, daß es Ihnen unangenehm. . .“

Lemouche (sich immer mehr erregend): „Wer zum Henker sagt Ihnen denn, daß es mir unangenehm ist? Das wäre ja noch schöner! Lumpige 100 Franks. . .“

Laflème: „Ja, ja. . . Das ist eine ganz anständige Summe, und ich hätte mir wohl denken können, daß Sie nicht imstande sind. . .“

Lemouche (schreiend): „Aber Kreuzmillionendonnerwetter! Ich bin dazu im stande. . . bloß. . .“

Laflème (verständnisinnig nickend): „Ja, ja, ich verstehe. . . bloß nicht augenblicklich. In ein paar Tagen vielleicht. Anfang nächsten Monats, nicht wahr?“

Lemouche (nach Luft schnappend): „Aber ich sage Ihnen doch, daß ich auf Ihren ganzen Ultimo pfeife! (Zieht seine Brief-tasche.) Da sind 100 Franks! Nehmen Sie!“

Laflème (läßt sich bitten): „Nein, wirklich! Ich bin Ihnen vielleicht doch unangenehm gekommen?“

Lemouche (auf den Tisch schlagend): „Herr, wie oft soll ich

Ihnen sagen, daß mir der Ultimo ganz schnuppe ist?! Nehmen Sie — und abgemacht!“

Laflème (das Geld nehmend): „Sie sind wirklich zu liebenswürdig! Ich wollte mich nämlich nicht an Sie wenden, weil ich fürchte, unangenehm zu kommen. (Zeigt auf Clodochinette, die sich zusammennehmen muß, um nicht loszuvrutschen.) Aber hier, Chinette meinte: „Wie kannst Du nur annehmen, daß solch eine Lappalie Herrn Lemouche in Verlegenheit setzen wird? Ein geachteter Kaufmann wie er, der große Geschäfte macht. . .“

Lemouche (sich in die Brust werfend): „Natürlich! Die Dame hat ganz recht!“

Laflème: „Also, Sie sind mir nicht böse?“

Lemouche (noch immer sehr rot): „Nein. Das heißt: ich wäre Ihnen böse gewesen, wenn Sie sich an jemand anders gewandt hätten.“

Laflème: „Sie sind wirklich zu liebenswürdig!“

Vater Lemouche kehrt an den Tisch zu seinen Lieferanten zurück, auf welche diese Scene natürlich den denkbar besten Eindruck gemacht hat.

Laflème (leise zu Clodochinette): „Na, siehst Du wohl, wie der gute Mann sich freut?“

Clodochinette (ebenso): „Du hättest Minister werden müssen! Aber jetzt sei bloß still, sonst lache ich los und falle unter den Tisch!“

Laflème (erhebt sich): „Also, gehen wir!“

Clodochinette (erstaunt): „Wie? Essen wir denn nicht hier?“

Laflème (in vorwurfsvollem Ton): „Aber, Chinette! Hier speisen! (Mit schlecht verhehlter Verachtung.) Wie kannst Du bloß denken! Was brauchen wir hier zu speisen, wenn wir wirklich einmal Geld haben? Hier haben wir doch Kredit!“ —

Kleines feuilleton.

er. Theaterklub Melpomene. Somit war also alles erledigt und der Vorsitzende schloß den „geschäftlichen“ Teil der Sitzung. Allgemeine Bewegung.

Aufstehen, Stühlerücken, Geflüster. Vorläufig noch unterdrückt, dann anwachsend. Ein helles Lachen löst den Damm. Stimmungs-gejurr, lebhafteste Gestikulationen. Gruppenbildung.

Neben dem Büffet am runden Tisch die Frau Hofschlächtermeisterin, sehr dick, sehr elegant. Rauchende Seide, breite Spitzen, alle Finger voller Ringe, stark asthmatisch, in einem Ton, der schmolle sein soll: „Nee aber, „Romeo und Julia“ woll'n Se us-führen? Wat is denn det für'n Stüd? Jeben Se doch 'n „Beildien-fresser“, den spielen se doch an alle seiner Theaters; von det Stüd hab id ja noch nie nijst jehört.“

„Aber Mama, das ist ja klassisch!“ Die Tochter ist entsetzt, hat „höhere Bildung“, klappt den großen Straußfederfächer (bar bezahlt mit fünfundzwanzig Mark) auf und zu, und wirft entschuldigende Schwadtblide in die Kunde der schwarzengelnden Jünglinge: „Mama hat sich aber nie um die Kunst bekümmern können.“

Die schwarzengelnden Jünglinge lächeln distret und verlegen. Die Frau Hofschlächtermeisterin fährt auf, kollert wie ein Ruter, dann im Markthallenton: „Wat willst, wat haste, was hab' id nich gekonnt? Tritt mir nich auf de Beene, Du machst mir de weihen Stiebel dredig! Ja versteh' detselbe von de Kunst wie Du. Wenn id nijst von de Kunst verstände, ging id nich in 'n dramatischen Verein, verstehste? Kellner, zwei Echel!“

Lachen im Saal. Flüstern. Wlide. Die schwarzengelnden Jünglinge lächeln noch verlegener.

Jergendwo sagt eine Stimme: „Romische Alte.“

Die Tochter senkt das Gesicht über das Bierglas, die schwarzengelnden Jünglinge ersterber fast vor Diskretion und Verlegenheit. Gruppe neben dem Spiegel. Wollene Kleider mit Seidenjabots und Sammetklappen. Baumvollene Handschuhe. Mantelgewächste Schuhe (nicht mal Lad). Mittelmäßige Eleganz, aber desto mehr „bessere Familie“. Die Frau Postsekretär, die Frau Kalkulator, die Frau Vorschullehrer, die Frau Rechnungsrätin und noch ein Paar.

Die Frau Rechnungsrätin ist ganz verlegte Weiblichkeit: „Und überhaupt werde ich diese Vorstellung mit meinen Töchtern nicht besuchen. Es ist ja ein ganz unsittliches Stüd. Ich bitte Sie! Bedenken Sie, „er“ bleibt bei Julia in der Nacht. Ist das hier ein Verein, wo man mit Töchtern hingehen kann?“

Die Frau Kalkulator nasetweis: „Ich denke, Ihre Martha wollte die Julia selber spielen!“

Die Rechnungsrätin groß und stolz: „Ich bitte Sie, was denken Sie? Das Kind hat die Idee gehabt. Das stimmt. Was weiß denn dieses Kind von Julia? Die ist ja noch so harmlos. Ich hab' es nicht gestattet.“ (Das letzte sehr entschieden.)

Die Frau Postsekretär zur Frau Kalkulator peinlich hinter der vorgehaltenen Hand: „Er hat ihr ja die Julia bloß nicht gegeben, weil sie watschelt wie 'ne Ent.“

Die Frau Kalkulator ebenso heimlich: „Das hat sie wahr-scheinlich von der Mutter geerbt. Die überhaupt mit ihrer Sittlich-keit.“ (Augenauffschlag.)

Die Frau Rechnungsrätin bissig: „Wer spielt denn nun die Julia?“

Eine nichtswürdige Stimme: „Na, Rektor Sellers Get.“

Der Chor: „Die?“ „Ich denke, Julia soll 'ne Schönheit sein.“ „Die schminkt sie sich an!“ „Da muß sie aber die auflegen.“ „Die paßt aber gut dazu, der liegen die heimlichen Liebchäften. Mit jedem Primaner pouffiert sie.“

Eine nichtswürdige Stimme: „Wem soll denn Oberlehrer Walter auch die Hauptrolle geben, wenn nicht der Tochter von seinem Rektor!“

Die Frau Vorschullehrer nervös erregt: „Ach, Sie meinen, er will sich liebes Kind machen?“

Die nichtswürdige Stimme sehr fromm: „Ich meine überhaupt nichts!“

Die Frau Vorschullehrer noch nervöser: „Ich hab' es auch schon immer gesagt: Dieser Walter ist ein ekelhafter Streber, immer will er so hoch hinaus. Was hat der überhaupt hier die führende Rolle in unfrem Verein? Der versteht gar nichts, der bedorugt bloß die, die ihm im Dienst nutzen oder Geld pumpen. Das ist ein ganz niedriger Charakter. das sieht man schon daran, wie er die Rollen verteilt.“

Die Rechnungsrätin nickend, im Brustton der Ueberzeugung: „Das sieht man!“

Die Frau Vorschullehrer immer tölender: „Was hat er'n die Schlächtermeistersfrau hier aufgenommen? Woß weil er denkt, er kriegt ihren Jungen zur Privatstunde und mit Möllers war es ebenso. Jetzt ist er Rentier, aber früher war er bloß Schlosser.“

Die Frau Kalkulator sehr indigniert: „Schlosser? Nur hör' doch einer, — als ob so etwas in unsre Kreise gehört.“

Die Frau Vorschullehrer: „Ich spiele aber nicht mehr mit! Nein, ganz gewiß nicht. Ich werf' ihm den ganzen Krempel vor die Füße.“

Die Frau Rechnungsrätin herablassend, liebenswürdig: „Sie haben die Gräfin Capulett, nicht wahr?“

Die Frau Vorschullehrer in edlem Zorn: „Die Amme hat er mir gegeben! Ich bitte Sie, ist das etwas für mich? Die Schlossersfrau hat die Gräfin. Ich werde Amme sein, wenn solche Schlossersfrau 'ne Gräfin ist? Ich spiele nicht mehr mit.“

Der Chor: „Bravo.“ „Sehr richtig.“

Die Frau Rechnungsrätin: „Man müßte überhaupt nicht mehr mitspielen, ganz und gar nicht. Und überhaupt, ich bleibe dabei, es ist ein unsittliches Stück!“

Der Chor: „Sehr unsittlich.“ „Die Reden, die d'rin fallen.“

Die nichtswürdige Stimme: „Das ist aber was für'n Herrn Oberlehrer Walter.“

Der Chor: „Das ist etwas!“

Die Frau Vorschullehrer giftig: „Er spielt wohl den Romeo?“

Eine andre Stimme: „Nein, den Lorenzo, der sie traut.“

Der Chor: „Den Rösch?“ „Na, dazu paßt er!“ „Die Gläse hat er wenigstens.“

Die nichtswürdige Stimme sehr fromm: „Wahrscheinlich auch vom Röschleben!“

Die Frau Vorschullehrer in höchster Gistigkeit: „Ich fange an, zu zittern, wenn ich den Menschen sehe. Der Heuchler! Da geht er ja ans Podium. Was will er denn? Er spricht, hören Sie.“

Herr Oberlehrer Walter vom Podium her: „Silentium, meine Damen und Herren, man macht soeben den Vorschlag, zu unfrem Stiftungsfest ein modernes Stück einzustudieren. Ich bin aber doch dafür, wir bleiben bei dem klassischen. Meine Damen und Herren, wir haben den Theaterklub Melpomene doch gegründet, um gerade unsre klassische Bildung zu heben und zu befestigen.“

— **Schulhumor.** Als Lehrer an einer Gemeindefchule im Osten Berlins hatte ich — so erzählt ein Leser der „Tägl. Rundsch.“ — mehrfach Gelegenheit, den unfreiwilligen Humor unfrem Berliner Jungen kennen zu lernen. So meldete mir einst einer meiner Schüler, der zweifellos Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte, indem er mit großem Erstaunen auf seinen Nachbar wies: „Herr Lehrer, det is hier een Feiner, der spuckt ins Taschentuch.“ — Am unfersältesten offenbart sich befamlich das kindliche Gemüt, wenn es sich nicht beobachtet glaubt. So entwickelte sich einmal während einer Unterrichtspause zwischen zweien meiner Schüler folgendes für mich nicht gerade schmeichelhaftes Gespräch. Der erste: „Du, bei Water Müllern in der K-Straße (damit meinte er zweifellos einen älteren meiner Antisbrüder), da war't fein, da konnten wir machen, wat wir wollten; aber von die jungen Lehrers da habe id die Nase voll.“ Der zweite: „Na, denkste denn, unser Lehrer is noch jung? Der hat gut seine funzig uff'n Alt.“ Der erste: „Wat funzig? Id sage Dir, Innappe dreißig; det merke id schon am Schlag.“ — Bei der Behandlung des Hötischen Gedichtes: „Ueb immer Treu und Redlichkeit!“ fragte ich: Wie nennt man jene Leute, welche kein Bier, keinen Wein oder Brantwein, kurz keine alkoholischen Getränke genießen? und erhielt von einem braven Auditorsohn prompt als Antwort: „Det sind Gauners.“ — Ein andermal sagte ich beim Vortrag der zu Lernenden Gedichte: Wir haben in diesem Halbjahre nur noch das Gedicht „Ein Lied hinterm Ofen zu singen“ zu lernen. Da meldet sich eine der Mungen und sagt, er habe es schon gelernt. Als ich ihn aufforderte, uns dasselbe doch einmal recht schön vorzutragen, beginnt er mit einem Ernst und einem Pathos, die des gefeierten Tragöden würdig gewesen wären: „Hinterm Ofen sibt 'ne Maus. Die muß raus! Die muß raus!“

Eine Anzahl ergötlicher Antiporien, die aus englischen Schulprüfungen mitgeteilt werden, mögen hier folgen: „Die

Oberfläche der Erde besteht aus Land und Wasser.“ sagte ein zweiter Junge; als er aber gefragt wurde: „Was wird denn aus Wasser und Land?“ antwortete er eifrig: „Schmutz.“ — In vielen Fällen verstehen die Schüler augenscheinlich nicht, was die Fragen bedeuten. Auf die Frage: „Was kommt dem Menschen in der Stufenleiter des Seins am nächsten?“, kam die überraschende Antwort: „Sein Hemd.“ — Der erste Mensch, der um die Welt ging, war nach Meinung eines kleinen Mädchens „Der Mann im Monde.“ — „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ sagte — Daniel in der Löwengrube, und „die Israeliten machten ein goldenes Kalb, weil sie nicht genug Silber hatten, um eine Kuh zu machen.“ — „Was wäre geschehen, wenn Heinrich IV. von Frankreich nicht ermordet worden wäre?“ „Er wäre eines natürlichen Todes gestorben.“ — „Wo wurde Bischof Latimer zu Tode verbrannt?“ „Im Feuer.“ — erwiderte ein kleiner, sehr ernst und klug aussehender Junge. Eine gleich unerwartete Antwort kam auf die Frage: „Was thaten die Israeliten, als sie aus dem Roten Meere kamen?“ „Sie trockneten sich.“ —

Humoristisches.

— Die verliebte Genzi. ... Nimm nur net a' Solche, Hansl, die si' selber anträgt — die is nig wert! ... Da nimm liabami! —

— Voshast. Förster: „Wohin fahren Sie denn, Herr Praktikant?“
Sonntagsjäger: ... Auf die Hasenjagd!“
Förster: „So?! ... Was thun S' denn da?“ —

— Annahung. Chef (zum Buchhalter): „Meyer, wie stehen Sie wieder da?! ... Haben Sie Konkurs angesagt — oder Jch?!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Premiere von A. Fitgers Drama „San Marcos Tochter“ findet am 14. Oktober im Schillertheater O. statt.

— Max Halbes Schauspiel „Der Strom“ erlebt am 15. oder 16. d. M. im Wiener Burgtheater die Erstaufführung.

— „... so ich Dir“, Paul Lindaus neues Lustspiel, geht am 15. Oktober erstmalig im Hamburger Schauspielhause in Scene.

— Ludwig Fuldas neues Schauspiel „Novella d' Andrea“ kommt im November im Wiener Burgtheater zur Erstaufführung. Stainz und Frau Hofenfels werden die Hauptrollen spielen.

— Siegfried Wagners neue Oper „Der Kobold“ wird im Leipziger Stadt-Theater die Erstaufführung erleben.

— Der zweite Kunsterziehungstag hat am Freitag in Weimar begonnen.

— Eine Reihe sehr wertvoller, zum Teil bisher vergeblich gesuchter Karten sind von Dr. Ruge in der alten Universitätsbibliothek zu Helmstedt aufgefunden worden, so die Karte von Dänemark und Süd-Scandinavien von Cornelius Anthonii, die Karte von Portugal von Bernardo Albaro Secco 1560, eine Erdkarte von Poppers von 1570, Rußland von Antonius Wied von 1555, Europa von Vogel 1572, Christophorus Pyramus' Karte Deutschlands von 1547 und Aegidius Volonius' Karte von Savoyen von 1556.

— Die Sünktflutssage wird im „Archiv für Religionswissenschaft“ durch Dr. Böhlen von neuem untersucht. Nach ihm hängt sie mit dem alten Mondkultus innig zusammen und entbehrt jedes geschichtlichen Hintergrundes. Der Vogen in den Wolken, von dem die Bibel erzählt und den man als Regenbogen aufzufassen pflegt, soll nach Böhlen durchaus nur die Mondfichel bedeuten. Denn einerseits sei der Regenbogen offenbar kein dauerndes Zeichen eines Versprechens, sondern ein wahrhaftes Symbol des Vergänglichens, und ebenso wenig könne er mit Trockenheit in Verbindung gebracht werden. Die Mondfichel dagegen lehre Monat für Monat wieder und gelte als Vorbote oder Verkündiger von trockenem, schönem Wetter. Auch den Griechen war die Mondfichel als Vogen eines Gottes eine geläufige Vorstellung. Mit der babylonischen Flutssage, von der die biblische Erzählung nur eine modifizierte Entlehnung bildet, ist die Deutung Böhlens auch ganz gut vereinbar.

— **Wausäure als Verbrennungsprodukt des Celluloids** wurde von Prof. Kodel-Leipzig experimentell nachgewiesen. Er fand, daß schon 5 Gramm Celluloid beim Verbrennen ungefähr soviel Wausäure liefern, als zur Tötung eines Menschen hinreichen.

— Das war noch nicht da! Der „Zrs. Ztg.“ wird aus Hamburg geschrieben: Die Gemeindevertretung von Eickelsfeldt will nur langsam voran. Sie hat nämlich den Beschluß gefaßt, sich beschwerdeführend an den Eisenbahnminister zu wenden, weil die Kalkenkirchener Sekundärbahn zu — schnell fährt. In der Begründung wird ausgeführt, durch das schnelle Fahren kämen häufig Betriebsunfälle vor.